

So jung und so erfolgreich! Liebe Anna, wie verkraften Sie das?
Ach was! Sie kennen mich doch auch schon ein paar Jahre, oder? Ich bin dreißig!

Für eine Opernsängerin ist das sehr jung! Vor kurzem gehörten Sie zum hoffnungsvollen Nachwuchs. Heute singen Sie in London, Wien, Salzburg, Seite an Seite mit den großen Diven der Branche. Bitte eine kleine Selbsteinschätzung: Warum sind Sie keine Diva geworden?

Man wird ja als Opernsängerin im Prenzlauer Berg nicht gerade auf der Straße erkannt, das ist das Gute an dem Beruf. Außerdem gehöre ich zum Glück immer noch zum Ensemble der Staatsoper Unter den Linden, mit all den tollen Kollegen, mit diesem wunderbaren Orchester, und da singe ich auch ab und zu abends im Repertoire in Produktionen, die schon älter sind, da kommt keine Presse, das hängt keiner an die Glocke. Da kann man an sich arbeiten, etwas riskieren, etwas ausprobieren, mit weniger Druck. Etwas anderes ist es, wenn ich selbst in die Oper oder ins Theater oder Konzert gehe, was ich relativ oft tue. Da fragen mich manchmal die Leute, die neben mir sitzen, ganz vorsichtig: „Ach, sind Sie vielleicht Anna Prohaska?“ Das finde ich sehr nett.

Was singen Sie gerade im Repertoire?

Heute Abend die Iseut in „Le Vin Herbé“ von Francis Poulenc.

Läuft das gut?

Nein. Dieses phantastische Stück bleibt einfach eine Mauerblümchenoper. Sehr schade ist das. Ich wünschte mir, man würde mehr Marketing für solche Werke machen. Würde da als Titel nämlich „Tristan“ draufstehen oder irgendwas anderes, was die Leute kennen, es kämen bestimmt ein paar mehr, und ich schwöre, sie würden es lieben. Aber mit einem französischen Titel, da bleiben viel zu viele Plätze in der Oper leer. Ich selbst werbe dafür, auch auf Facebook, und übrigens wird das ja wohl erwartet heutzutage, dass wir Künstler und Musiker unsere Haut selbst zu Markte tragen sollen.

Haben Sie keinen PR-Agenten?

Nein! Aber ich bin gerade dabei, mir von einer befreundeten Grafikerin, die super ist, endlich eine Website machen zu lassen. . .

Sie haben gerade Ihr drittes Konzept-Album fertiggestellt. Es heißt: „Behind the Lines“. Wie kommt eine junge Opernsopranistin auf die Idee, Soldatenlieder zu singen?

Sie denken jetzt sicher, das sei bloß wegen dem Weltkriegsjubiläum. Klein Anna spielt Soldat, oder so. Aber das stimmt nicht. Erstens kenne ich viele dieser Lieder seit langem, und zweitens hat mich das Thema schon ewig beschäftigt.

Jeder will Krieg spielen

Die Opernsängerin Anna Prohaska hat ein Album mit Soldatenliedern aufgenommen. Ein Gespräch mit ihr: über den Ruhm, den Krieg und die Frage, ob Fußball ein Ersatz sei

Schon mit sechzehn hat es mich brennend interessiert, was da passiert ist und wie das passieren konnte. Das neunzehnte Jahrhundert hörte ja eigentlich erst mit dem Ersten Weltkrieg auf. Und diese neue Art, Kriege zu führen, das Verbunkern, Verschanzen, das Mechanisieren, dass es technisch möglich wurde, mit einem Schläge so viele Menschen auf einmal umzubringen, all das hat enorme psychologische Folgen. Ich habe damals irrtümlich viel dazu gelesen, viel diskutiert. . .

Mit wem? Und wie kam das?

Das liegt in meiner Familie. Meine Mutter ist Britin und hat Geschichte studiert, mein Vater Österreicher und ein Opernmann, wir haben zu Hause alles immer international diskutiert, aus der englischen, deutschen, österreichischen Perspektive. Dieses Album ist ein alter Wunschtraum von mir, ich sammelte schon seit vielen Jahren solche Lieder. Dass jetzt dieser Jahrestag stattfindet, war nur ein Anlass dafür, meine Sammlung in eine Form zu bringen. Wir haben versucht, mein Pianist Eric Schneider und ich, das Programm so zusammenzustellen, dass wir in den Liedern die Kriegspsychologie erkunden, wir wollten, dass bestimmte Assoziationsketten und Fragen entstehen: Was wird aus den Menschen? Wie reagieren sie? Es waren ja im Ersten Weltkrieg auch ganz junge Leute, die waren sechzehn oder siebzehn, als sie in diese Maschine gerieten.

Wären Sie eine Generation älter, dann hätten Sie vielleicht ein Album mit Friedensliedern gemacht, populärpazifistisch à la Nicole. Wie viel Wahrheit kann in alten Soldatenliedern stecken?

Auf jeden Fall wollte ich vermeiden, dass dieses Album politisch korrekt wird! Die Mischung muss stimmen, die Dramaturgie. Denn auf der anderen Seite sollte die Auswahl keinen Zweifel daran aufkommen lassen, dass es hier eben nicht um ein nationalistisch-patriotisches Album geht. Ja, es sind ein paar dezidierte Männerlieder darunter, zum Beispiel „Der Soldat“ von Robert Schumann. Aber es gibt daneben eine Menge Lieder, die das Soldatentum durch den Dreck ziehen. Nehmen wir, ebenfalls von Schumann, „Die beiden Grenadiere“, wo die knackige Melodie der Marseillaise am Ende im Klaviermehrsatz in einem harmonischen Moder versumpft. Das ist doch eine sehr klare Stellungnahme. . .

Warum singen Sie Lieder aus vier Jahrhunderten, in vier Sprachen?

Weil die Verankerung in der Geschichte wichtig ist und weil ich die kriegsführenden Mächte des Ersten Weltkriegs dabei haben wollte: Deutschland, England, Frankreich, Russland, Österreich. Ich hatte auch erst noch ein serbisches Volkslied ausgewählt, von Johannes Brahms vertont, aber das habe ich dann weglassen müssen. Man kann nicht alles hineinpacken in so ein

Programm, wir hätten ja locker drei oder vier CDs aus dem Material machen können, mit Kriegsliedern aus allen Kulturkreisen, mit allen möglichen Facetten. Kriege werden immer geführt, es wird beim Marschieren und zum Mutmachen immer gesungen, und es wird von denen, die den Krieg überleben, geklagt und angeklagt. Die Schwierigkeit für mich, bei der Auswahl, war die Perspektive. Die wenigen kriegsverherrlichenden Lieder, die ich singe, die erzählen zum Beispiel vom Krieg ganz aus der Kinderperspektive. Hugo Wolfs „Tambour“ zum Beispiel oder Hanns Eislers „Kriegslied“ – was aber auch nicht in reiner Naivität steckenbleibt. Die Komponisten verhalten sich nie unkritisch. Das Eislerlied kippt ganz schön ins Brutale in der letzten Strophe! Und direkt daneben stehen dann Lieder von der Front, voller Nostalgie, in denen sich die Soldaten in die Kindheit zurücksehen oder von ihren Lieben zu Hause träumen, wie in Schuberts „Kriegers Ahnung“.

Zu Schuberts Zeiten wollten kleine Jungs Steckenpferde reiten, sie führten Krieg gegen Nussknacker, mit Holzschwertern. Heute schlagen sie einander virtuell tot an ihren Playstations. Grundsätzlich und psychologisch, scheint es mir, hat sich da leider nicht viel geändert. . .

Ja, das ist natürlich eines der Traumata Ihrer Achtundsechziger-Generation! (lacht) Eines Tages muss-

ten Sie feststellen, dass Ihre Söhne immer noch Krieg spielen, trotz der Kinderladenbewegung und trotz der ganzen antiautoritären Erziehung. Ich muss gestehen, ich selbst habe, als ich klein war, auch immer lieber Krieg gespielt, ich wollte nie Prinzessin sein, lieber ein Pirat. Und ich gucke sogar gerne Fußball. Es ist doch so: Nicht nur die Kinder, auch die Erwachsenen spielen gerne Krieg, am Computer, beim Sport. Man kann patriotische Sprüche klopfen und Sieg brüllen und die Gemeinschaft feiern. Wobei der entscheidende Unterschied eben der ist, dass bei einer WM schon mal keiner umgebracht wird. Höchstens wird einer mal verletzt. Kriegersatz braucht man offenbar, um nicht wirklich Krieg zu führen. Warum man den überhaupt braucht, das ist wieder eine ganz andere Frage.

Gibt es ein Lieblingslied auf dem Album?

Ja, zurzeit mag ich ganz besonders „Tom Sails Away“ von Charles Ives, mit dem Fade-out-Refrain „over there, over there“. Der Junge verschwindet, es ist auch klar, wohin, und, dass er nicht mehr wiederkehrt.

Heute fliegen Raketen auf kleine Kinder im Gazastreifen, und diese Kriege rund ums Mittelmeer, täglich in der „Tagesschau“, die sind uns ganz schön nahe. Was hilft es da, alte Lieder zu singen?

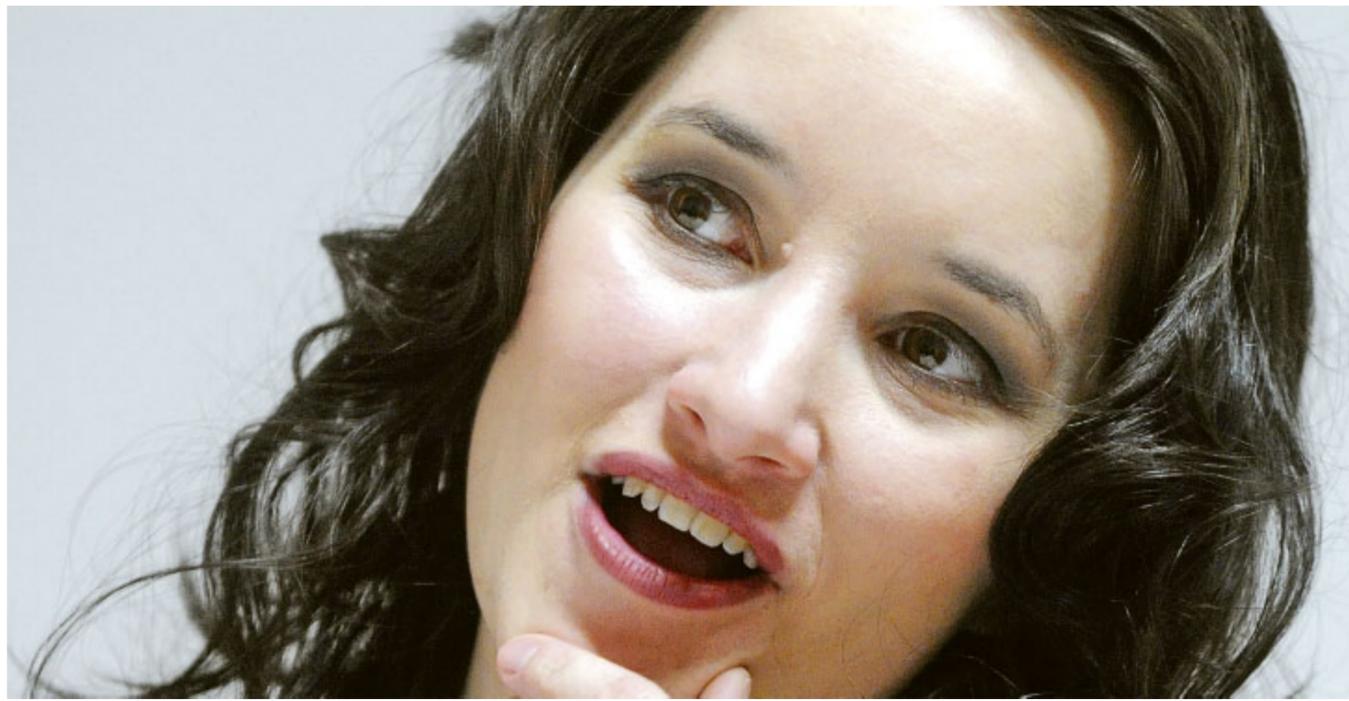
Nichts. Das soll gar nichts helfen. Ich singe diese Lieder. Ich will niemanden anprangern. Ich mache damit keine politische Aussage. Es geht mir nur um die Psychologie, nicht um die Politik. Ich möchte versuchen, möglichst viele Seiten des Kriegführens zu beleuchten und ins Bewusstsein zu rufen. In dieser kuscheligen bildungsbürgerlichen Gesellschaft, die so prima verdrängen kann, sollte das auch ruhig mal im Konzertsaal vorkommen, und es hat mit dem, was in der „Tagesschau“ zu sehen ist, nur um drei Ecken zu tun. Ich finde, es ist ganz falsch, was Tucholsky sagte: Alle Soldaten sind Mörder. Ich würde sagen: Alle Soldaten sind Menschen. Menschen, die sich gegenseitig umbringen.

Glauben Sie, dass Musik die Menschen besser machen kann?

Ja. Musik geht immer direkt in die Eingeweide. Sie läuft ins uns rein, dagegen kann sich keiner wehren. Und ich hoffe, sie kann uns auch emotional dazu anregen, genauer nachzudenken. Wir von der Bühne, wir freuen uns, wenn das Publikum weint. Das ist das größte Kompliment für einen Schauspieler oder Musiker, wenn die Leute im Publikum Tränen lachen oder Tränen weinen. Dann wissen wir nämlich: Wir haben jemanden erreicht.

Interview Eleonore Büning

Anna Prohaska: „Behind the Lines - Soldatenlieder 1914-2014“. Deutsche Grammophon, um 18 Euro



Die gute Nachricht: Als Opernsängerin wird man in Berlin eher nicht erkannt.

Foto Picture-Alliance



Wertkonservativ, bieder, aber gutgelaunt

Foto © ICS Festival Service GmbH

Laut, superlaut, krankenhaushaut

„Wacken 3D“: Wer wissen will, was Heavy Metal wirklich ist, muss jetzt ins Kino

Zeitlupe: sehr lange Haare von Headbangern, die in maximalem Zoom in den Matsch eintauchen und zurückfliegen in die Luft, Schlammartikel, die mehrdimensional durchs Bild fliegen, frenetisch verzerrte Gesichter der Tänzenden. Wem sich das Glück des Metalheads bis dahin nicht erschließen wollte, der begreift es spätestens in dieser Zeitlupe-Choreographie, zur Stimme der Callas.

Und er begreift auch, dass die dunklen Gestalten, die aus der ganzen Welt kommen und hier einen auf Böse machen („Wir tragen so lange Schwarz, bis wir was Dunk-

leres gefunden haben“), ganz und gar freundliche Menschen sind. Lieb eigentlich. Überraschenderweise sogar selbstironisch und lustig, wenn ein sogenannter Dr. Toxic hinter einer Totenkopfmaste im Interview verkündet, dass „du dich auch als richtiger Metalhead mit Tattoo und langen Haaren nicht zu ernst nehmen darfst“. Oder wenn am ersten Morgen in Wacken die Festivalbesucher aufstehen, draußen vor ihren Wohnwagen mit Kuchenbrot und Kaffee frühstücken – und eine Darth-Vader-Gestalt mit Bierdose in der Hand vorbeiläuft.

„I am a fucking grown man who plays guitar in a heavy metal band“, antwortet Scott Ian von Anthrax auf die Frage, was Heavy Metal für ihn bedeutet, und preist es als „höchste Form des menschlichen Daseins“. Wahrscheinlich bringen es diese Worte am besten auf den Punkt: Wer Metalhead ist, ist Metalhead. Fertig. Es geht um Gemeinschaft, um ein Repertoire von Zeichen und Codes, das sich immer mehr ausdifferenziert, in Speed Metal, Trash Metal, Death Metal, Nu Metal, zugleich aber einen erstaunlich homogenen und das System stabilisierenden Kos-

mos bildet. Während Punk konkrete Aggression sein wollte (Pogo tanzen, prügeln, dann rausgehen auf die Straße und sich mit der Staatsmacht weiterprügeln); während es einen Gegner gab und eine Botenschaft („Haut die Bullen platt wie Stullen“), wollen Metalheads kaputt machen und tun es auch nicht. In Wacken, jedes Jahr in der ersten Augustwoche, prügelt sich keiner, ganz egal wie viel Bier aus Gießkannen getrunken wird. Das gehört einfach nicht zum Programm und zur Einstellung. Es wird zur Musik Aggression abgebaut, das ja, und dazu muss es schon richtig laut

sein, lauter als die Hölle. Aber völlig ohne Gegner.

Eine Idee gibt es deshalb aber auch nicht. In Wacken will niemand die Gesellschaft verändern oder die Revolution ausrufen. Metalheads, die hier ihr Familienfest feiern, sind wertkonservativ und eher bieder. Die schönste Zukunftsvision scheint es zu sein, dass sich nichts ändert: „Es ist der totale Wahnsinn“, sagt im Film einer der beiden Festival-Gründer. „Von einer Sekunde auf die andere ist alles wieder wie vor dreißig Jahren.“ Wie schön. „Die Musik gibt den Menschen Halt. Wenn man eine

Band mag, dann mag man die auch vierzig Jahre lang. Und die Band gibt es dann auch vierzig Jahre lang“, meint der Regisseur Norbert Heitker. Mädchen gibt es im Zuschauer-Meer von Männern auch, nur eher nicht auf der Bühne. Da gibt es Doro Pesch und dann erst mal lange nichts. Aber auf den Schultern der Jungs sitzen sie, oft mollig wie ihre Freunde und gerne oben ohne, Brüste sind beliebt, oder sie lassen sich crowdsurfend durch die Menge tragen. Man kann von den Schönheits- und Coolnessidealen, die von Frauenzeitschriften oder Magazinen wie „Neon“ propagiert werden, gar nicht weiter weg sein als in Wacken.

So taucht man ab in einer eskapistischen Welt, die sich viele Elemente aus der Fantasy-Kultur geliehen hat. Einmal läuft eine Gruppe von Wikingern durchs Bild, harmlose Monster sitzen erschöpft vor ihren Zelten, im Freibad von Wacken, das bei der Hitze völlig überlaufen ist, tanzen alle zu den Klängen einer Blaskapelle. Das Besondere an dieser Dokumentation ist, dass sie denen, die schon mal da waren, die Möglichkeit gibt, noch näher ranzukommen, und die anderen, die da wirklich nicht hin und doch alles wissen wollen über das Phänomen, teilhaben lässt am unglaublichen Spaß derer, die hier glücklich sind in der Menge. Der 3-D-Effekt sorgt dabei für schönste Unmittelbarkeit: Er sprüht einem die Funken eines Schweißgeräts direkt ins Gesicht und überschüttet einen mit Konfetti. Wacken, das ist im Grunde eine große Oper, von der am Ende viel Müll und viel Schlamm übrig bleibt. Und das dann überhaupt die allerbeste Nachricht dieses Films: dass man gar nicht unbedingt hinmuss, sondern einfach ins Kino. JULIA ENCKE

Ab Donnerstag im Kino